

Japanische Märchen

Japanische Märchen

Herausgegeben und übersetzt von
Noriko Ogita und Florence Bovey

Anaconda

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2016, 2024 by Anaconda Verlag, einem Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Straße 28, 81673 München

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagmotiv: Torii Kotondo (1900–1976), »Japan: >A nap<< (1933), Pictures from History / Bridgeman Images

Umschlaggestaltung: Druckfrei. Dagmar Herrmann, Bad Honnef

Satz: InterMedia – Lemke e. K., Heiligenhaus

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in the EU

ISBN 978-3-7306-0337-6

www.anacondaverlag.de

Inhalt

Die Bergtaubenbrüder	7
Die Mondnacht und die Brille	12
Der Traum des Bauern	16
Die Geschichte von den Sternen in einer Nacht	25
Die Stierfrau	30
Eine große Krabbe	37
Der Mond und die Seehundmutter	44
Die Schalen des Fürsten	49
Die Geschichte von der Hochebene vor dem ersten Schnee	54
Das leise Geräusch der Uhr	60
Die rote Kerze und die Meerjungfrau	66
Zauberei	76
Der Spinnfaden	86
Das Katzenbüro	90
Wandern auf dem Schnee	100
Die Mondnacht der Telegrafstangen	111
Der Erdgott und der Fuchs	119
Kenjus Parkwäldchen	134
Das Restaurant, in dem viel verlangt wurde	143
Der Stern Falkennachtschwalbe	153

Die Eicheln und die Bergkatze	161
Der Wald der Wölfe, der Wald der Körbe, der Wald der Diebe	171
Kairo der Gruppenchef	179
Der vierte Tag des Narzissenmonats	193
Goshu der Cellist	202
Die Bären vom Berg Nametoko	220
Der Fuchs	232
Der Handschuhkauf	242
Der kleine Fuchs Gon	248

Die Bergtaubenbrüder

Die kleinen Tauben sagten zu ihrer Mutter: »Mutter, ab jetzt wird wieder der kalte Wind blasen und es wird einsam sein. Und der weiße Schnee wird die Felder völlig bedecken, es wird nichts mehr geben, was unseren Augen Freude macht, nicht wahr? Warum willst du an so einem einsamen Ort leben?« Die Berge, die bis jetzt geleuchtet hatten, und auch die Felder zeigten schon ihre winterliche Ödnis und der kalte Nordwind blies immer noch durch die Federn der Tauben, die auf Zweigen saßen. »So einen guten Platz gibt es wahrscheinlich nirgends sonst. Weil wir hier leben, sind wir in Sicherheit. Natürlich, wenn man auf die Felder in der Nähe der Dörfer geht, gibt es viel Nahrung, Blumen, die euch Freude machen würden, und Gewässer. Aber dort muss man immer auf der Hut sein. Hier sind wir schon lange und haben solche Sorgen nicht. Außerdem tragen die Bäume in den Bergen rote, reife Früchte. Wenn wir über einen Berg fliegen, gibt es Reisfelder, wo genug Nahrung für uns bereitliegt. So einen guten Platz gibt es nirgends ... Ihr solltet niemals daran denken, woandershin zu fliegen.« So ermahnte die Mutter ihre kleinen Tauben. Am Anfang glaubten sie ihrer Mutter und befolgten ihren Rat. Aber nachdem sie allmählich größer und stärker geworden waren, bekamen sie Lust, ein Wagnis einzugehen. An einem sehr sonnigen Tag wollten sie mit Erlaubnis ihrer Mutter einen Berg überwinden und zu den Reisfeldern fliegen. Bisher hatte die Mutter sie immer begleitet, aber da sie dort selten Menschen gesehen hatte, ließ sie ihre Kinder ohne Bedenken dorthin fliegen. Die kleinen Tauben verließen in der Morgensonne ihr Nest und flogen munter hoch

in den Himmel. Als sie im Himmel verschwunden waren, seufzte die Mutter. »Ich habe mit Freude darauf gewartet, dass sie aufwachsen, aber wenn sie einmal groß genug sind, werden sie mich verlassen ...« Die Taubenmutter fühlte sich einsam, sie flog allein um das Nest herum und wartete auf die Rückkehr ihrer Kinder. Die beiden Taubenkinder dachten nicht an die Gefühle ihrer Mutter. »Großer Bruder, fliegen wir noch weiter irgendwohin? Wenn wir nicht in Richtung des Dorfes fliegen, wäre es in Ordnung ...«, sagte der kleine Bruder. »Ah ja, fliegen wir zum Meer ... Wenn wir nicht zu spät nach Hause kommen, wird die Mutter wohl nicht mit uns schimpfen«, stimmte der große Bruder zu. Die beiden kleinen Tauben waren sich überhaupt nicht bewusst, etwas Schlechtes zu tun. Sie flogen gleich durch den blauen Himmel in Richtung Meer. Als sie endlich das glänzende Meer lächeln sahen, war die rufende Stimme einer Taube zu hören. Der kleine Bruder blickte zu seinem großen Bruder zurück und sagte: »Großer Bruder, von irgendwoher ruft uns einer unserer Kameraden.« – »Wirklich ... wo ist er?«, antwortete der große Bruder. Die Brüder fanden schnell heraus, dass ihr Kamerad auf einem Hügel an der Küste gurrte. Deshalb flogen sie dorthin. Die Taube, die auf dem Hügel gurrte, war viel schöner als die Taubenbrüder. Die Brüder bemerkten, dass sie nicht eine in den Bergen aufgewachsene Taube war. Anders als die beiden lebte sie in einer Stadt. Die schöne Taube fragte: »Gibt es in den Bergen etwas Seltenes und Interessantes?« Der große Bruder vom Berg antwortete: »Jetzt gibt es rote, reife Früchte und auf den Feldern sind sicher noch einige Bohnen übrig geblieben ...« – »Woher kommen Sie? Leider habe ich Sie noch nie gesehen«, fragte der kleine Bruder die Taube aus der Stadt. Sie antwortete: »Ich komme sehr selten hierher. Da das Wetter heute ungewöhnlich schön ist, bin ich gekommen, um das Meer zu sehen.« Dann spielten die drei Tauben fröhlich miteinander. Als sie über den Hügel flogen, gab es da auch ein abgeerntetes Feld, auf dem noch viele Bohnen zu sehen waren.

Die Taubenbrüder sagten zur Stadttaube: »Da, so viele Bohnen sind noch auf dem Feld. Bitte bedienen Sie sich.« Aber die Stadttaube sagte stolz, ohne sie aufzulesen: »Wir sind schon satt von Bohnen und Kartoffeln. Wenn Sie mit mir in die Stadt kommen, werden Sie vermutlich erstaunt sein ...« Die kleinen Bergtauben wunderten sich und fragten: »Warum? Gibt es so viele Bohnen und Kartoffeln in der Stadt?« – »Die Menschen geben uns alles.« – »Die Menschen?« Die Taubenbrüder wunderten sich immer mehr und dachten: »Wir haben doch geglaubt, die Menschen seien fürchterlich. Es sind die Menschen, die ein Gewehr abfeuern und uns töten. Wurden unsere Kameraden bisher nicht immer von Menschen getötet?« Weil die beiden Bergtauben dieser Meinung waren, überraschte sie die Geschichte der Stadttaube sehr. Die Stadttaube sagte zu den beiden: »Die Menschen haben uns lieb und die Kinder spielen immer mit uns. Wenn Rücksichtslose Steine nach uns werfen oder uns fangen, werden sie wahrscheinlich von den anderen bestraft. Es ist sicherer, lebhafter und unterhaltsamer, wenn Sie in der Stadt leben. Wenn Sie mit mir in die Stadt kommen wollen, nehme ich Sie gerne mit«, sagte die Stadttaube zu den Brüdern. Der kleine Bruder wollte gleich mitgehen, aber der große Bruder dachte, die Mutter würde sich Sorgen machen. Da schlugen weiße Wellen an das Meeresufer und beobachteten die Szene. Aber als sie die nachdenklichen Gesichter der Bergtauben sahen, fanden sie es anscheinend plötzlich komisch und sie riefen lachend: »Gut überlegen. Gut überlegen ...« Die Bergtauben sagten: »Heute wollen wir nach Hause in die Berge fliegen. Morgen wollen wir wiederkommen und wenn Sie uns morgen in die Stadt mitnehmen könnten, würden wir uns sehr freuen.« Die Stadttaube war eine freundliche, gute Taube. »Wenn es so steht, klären Sie es zu Hause gut ab, morgen werde ich wieder hierherkommen«, sagte die Stadttaube. Für diesen Tag verabschiedeten sie sich voneinander und kehrten in die Berge und in die Stadt zurück.

Die beiden Taubenbrüder flogen über den Hügel und beeilten sich, in die Berge zu kommen. Dort auf einem Zweig des Baumes wartete die besorgte Mutter im wehenden Wind auf die Rückkehr der Kinder. Nachdem die beiden kleinen Tauben zurückgekommen waren, erzählten sie der Mutter von der Taube, die sie getroffen hatten, und dem Gespräch mit ihr. »Mutter, warum ziehen wir nicht auch in die Stadt?«, fragten die beiden Brüder. Sie antwortete: »Nein, hier ist der beste Platz. Wenn ihr erst einmal in der Stadt seid, könnt ihr nicht einen einzigen Tag ohne Sorgen leben.« – »Aber, Mutter, die Menschen in der Stadt sollen freundlich sein und niemanden fangen oder töten«, sagte der große Bruder. »Und wenn jemand in der Stadt auf uns schießt, soll er von den anderen bestraft werden. Das hat die Stadttaube gesagt«, sagte der kleine Bruder. Die Mutter blieb still und hörte den beiden zu, aber sagte: »Mit einem solchen Kimono könnt ihr nicht in die Stadt fliegen. Sonst wird es sofort klar, dass ihr Bergtauben seid. Und Bergtauben dürfen die Stadtmenschen töten.« Die beiden kleinen Tauben erinnerten sich, dass ihr Kimono im Vergleich zu dem der Stadttaube nicht schön war. Aber sie glaubten nicht, dass das Töten oder Nicht-Töten grundsätzlich von der Schönheit des Kimonos abhing. Daher konnten sie auch einfach nicht glauben, was die Mutter ihnen gesagt hatte. Und am nächsten Tag erinnerten sie sich an die Abmachung mit der Stadttaube. Die beiden flogen wieder in Richtung Meer, nachdem sie ihrer Mutter gesagt hatten, sie würden gleich zurückkommen. Die Stadttaube war schon längst da und wartete auf die Bergtaubenbrüder. An diesem Tag beobachteten die Wellen besorgt die drei Tauben, die bald darauf zu dritt in den Himmel und Richtung Stadt flogen.

Danach tauchten die beiden kleinen Tauben nicht mehr auf. Sie waren in die Stadt geflogen, vermutlich fanden die Stadtauben sie interessant und die beiden erzählten stolz von den Ereignissen in den Bergen ... Man wusste nicht, wie es den

beiden erging. In den Bergen war der einsame, düstere Schrei der Mutter, die ihre Kinder rief, fast jeden Tag zu hören.

Erst einen halben Monat später, am Morgen nach einem Sturm, erblickten die Wellen jene beiden Tauben wieder, die sich vollkommen erschöpft auf die Sandfläche niedergelassen hatten. Vermutlich waren sie mit heiler Haut aus der Stadt zurückgekommen. »Was ist los, so früh am Morgen?«, fragten die Wellen die beiden erschöpften Brüder. Da sagte der große Bruder keuchend, während er seine ziemlich zerzausten Federn mit dem Schnabel ordnete: »Der Himmel über der Stadt ist ganz rot. Die Taube, die damals hierhergekommen ist, und der Tempel, in dem wir gewohnt haben, alles ist verbrannt. Wir sind mit knapper Not davongekommen.« Die Wellen erschrakten, als sie das hörten, und sprangen in die Höhe, um den Himmel in der Ferne sehen zu können. Unterdessen flogen die beiden Tauben zurück in Richtung der Berge.

Mimei Ogawa

Die Mondnacht und die Brille

Die Städte und die Felder schienen ganz von grünen Blättern eingepackt. Es war ein stiller Mondabend. Die Großmutter lebte in einer ruhigen Vorstadt. Sie saß allein unter einem Fenster und war mit einer Näharbeit beschäftigt. Das Licht der Lampe beleuchtete friedlich ihre Umgebung. Die Großmutter war ziemlich alt, daher waren ihre Augen trüb und sie konnte nur mit Mühe das Garn in die Nadel fädeln. Sie hielt mehrmals die Nadel und den Faden gegen das Licht und drehte den dünnen Faden mit ihren runzeligen Fingern.

Das Mondlicht erleuchtete hellblau die Welt. Bäume, Hügel, Häuser und alles andere waren wie in lauwarmes Wasser getaucht. Während die Großmutter so ihre Arbeit tat, träumte sie von ihren jungen Jahren, von den entfernten Verwandten und von der Enkeltochter, die auch an einem anderen Ort lebte. Man hörte den Wecker auf dem Regal ticken, kata, koto, kata, koto, sonst war es ganz still. Nur ab und zu waren Stimmen, vermutlich von Straßenhändlern, oder ein leises Dröhnen wie von fahrenden Zügen zu vernehmen. Die Großmutter saß da, gedankenverloren, ohne sich bewusst zu sein, wo sie war, ruhig und verträumt. Da vernahm sie ein Klopfen an der Tür. Sie horchte mit ihren nicht mehr so guten Ohren in die Richtung, aus der das Geräusch gekommen war. Mit Besuch hatte sie nicht gerechnet. Sie dachte, es seien Windgeräusche. Der Wind blies immer kreuz und quer über die Felder und durch die Stadt. Nun hörte sie unterhalb des Fensters leise Schritte. Ausnahmsweise konnte sie diese wahrnehmen. »Großmutter, Großmutter«, rief jemand. Zuerst meinte sie, ihre Ohren hätten sie getäuscht. Sie blieb sit-

zen und ließ ihre Hände ruhen. »Großmutter, bitte öffnen Sie das Fenster«, war wieder eine Stimme zu hören. Sie fragte sich, wer da sprach, stand auf und öffnete das Fenster. Draußen ließ das blasser Mondlicht die Umgebung taghell erscheinen. Unter dem Fenster stand ein nicht sehr großer Mann und schaute nach oben. Er trug eine schwarze Brille und einen Schnurrbart. »Ich kenne Sie nicht. Wer sind Sie?«, fragte die Großmutter. Als sie das Gesicht dieses fremden Mannes sah, dachte sie, er hätte das Haus verwechselt. »Ich bin ein Brillenverkäufer. Ich habe viele verschiedene Brillen. In diese Stadt bin ich zum ersten Mal gekommen. Ich finde, dass es eine wirklich angenehme, schöne Stadt ist. Heute ist ein klarer Mondabend, darum gehe ich die Brillen verkaufen«, sagte der Mann. Da die Großmutter gerade Schwierigkeiten hatte, die Nadel einzufädeln, fragte sie ihn: »Haben Sie eine passende Brille für mich?« Er öffnete den Deckel der Schachtel, die er in der Hand hatte und suchte eine Brille, die der Großmutter passen würde, nahm bald eine große mit Schildpatrahmen heraus und gab sie der Großmutter, die am Fenster ihr Gesicht gezeigt hatte. »Ich versichere Ihnen, dass Sie damit alles gut sehen können«, sagte der Mann. Auf dem Boden unterhalb des Fensters, wo der Mann stand, blühten verschiedene Wiesenblumen. Die weißen, roten und blauen Blüten erschienen im Mondlicht dunkelgrau und dufteten. Die Großmutter probierte die Brille an. Sie versuchte die Ziffern des Weckers und die Schriftzeichen des Kalenders aus der Entfernung zu lesen. Jedes Schriftzeichen konnte sie deutlich erkennen und sie dachte, dass sie vor Jahrzehnten als junges Mädchen wahrscheinlich alles so gut hatte lesen können. Sie freute sich sehr. »Ja, die möchte ich nehmen«, sagte sie und kaufte die Brille. Nachdem sie die Brille bezahlt hatte, verließ sie der Mann mit seiner schwarzen Brille und seinem Bart. Als er nicht mehr da war, dufteten nur die Wiesenblumen in der nächtlichen Luft wie zuvor. Die Großmutter schloss das Fenster und setzte sich wieder an ihren Platz. Nun konnte sie sehr leicht die Nadel einfädeln. Sie setzte die

Brille auf, nahm sie wieder ab. Ganz wie ein Kind fand sie das interessant, wollte Verschiedenes ausprobieren. Denn die Großmutter, die nicht gewohnt war, eine Brille zu tragen, hatte plötzlich eine Brille und alles sah mit der Brille anders aus als zuvor. Schließlich nahm sie die Brille ab und legte sie neben den Wecker. Als sie merkte, dass es ziemlich spät geworden war und sie schlafen gehen sollte, begann sie die Arbeit wegzuräumen.

Da klopfte wieder jemand an die Tür, ton, ton. Die Großmutter spitzte die Ohren. »Was für ein merkwürdiger Abend. Anscheinend kommt, obwohl es schon so spät ist, wieder jemand vorbei ...«, sagte sie und schaute auf die Uhr. Draußen war es durch das Mondlicht hell, aber die Nacht war schon weit vorgerückt. Sie stand auf und ging zum Eingang. Vermutlich wurde mit einer kleinen Hand geklopft, es klang sehr zart, ton, ton. »So spät ...« Während sie so vor sich hin murmelte, öffnete sie die Tür. Da stand ein zwölf-, dreizehnjähriges hübsches Mädchen mit feuchten Augen. »Wo kommst du denn her? Warum kommst du so spät zu mir?«, fragte die Großmutter verwundert. »Ich bin bei der Parfümfabrik angestellt. Tag für Tag fülle ich das Parfüm aus weißen Rosen in Flaschen ab und gehe spät in der Nacht nach Hause. Auch heute Nacht habe ich gearbeitet. Da es eine mondhelle Nacht ist, bin ich allein herumgeschlendert. Da bin ich über einen Stein gestolpert und habe mich an einem Finger so sehr verletzt. Es ist so schmerzhaft, ich kann den Schmerz nicht mehr aushalten. Es blutet und hört nicht auf zu bluten. Schon schlafen die Leute in jedem Haus. Als ich an Ihrem Haus vorbeikam, habe ich bemerkt, dass Sie noch aufgeblieben sind. Ich weiß, dass Sie eine freundliche, gutmütige, liebe Frau sind. Deshalb bekam ich einfach Lust, an Ihre Tür zu klopfen«, sagte das hübsche Mädchen mit den langen Haaren. Der Duft des Parfüms war vermutlich in den Körper des Mädchens eingedrungen. Während des Gesprächs nahm die Großmutter den Duft deutlich wahr. »Kennst du mich denn?«, fragte die Großmutter. »Ich komme oft an Ihrem Haus vorbei

und sehe Sie nähen«, antwortete das Mädchen. »Ach, du bist ein gutes Mädchen. Zeige mir mal deinen verletzten Finger. Ich werde eine Salbe darauf streichen«, sagte die Großmutter. Und sie ging mit dem Mädchen zur Lampe. Das Mädchen zeigte seinen zarten Finger. Aus dem schneeweißen Finger floss rotes Blut. »Oh, armes Mädchen! Du hast dir den Finger wahrscheinlich am Stein aufgeschürft«, sagte die Großmutter. Aber ihre Augen sahen nur verschwommen und sie wusste nicht, woher das Blut kam. »Wo habe ich die Brille hingelegt?« Die Großmutter suchte sie auf dem Regal. Da lag die Brille neben dem Wecker, die Großmutter setzte sie sofort auf und wollte die Verletzung des Mädchens anschauen. Sie versuchte mit der Brille das hübsche Mädchen, das offenbar oft an ihrem Haus vorbeiging, genauer zu betrachten. Da erschrak die Großmutter. Das war kein Mädchen, sondern ein schöner Schmetterling. Die Großmutter erinnerte sich an eine Geschichte, in der Schmetterlinge sich in Menschen verwandelten und Häuser besuchten, in denen bis spät in die Nacht noch jemand aufgeblieben war. Dieser Schmetterling hatte sich an einem Bein verletzt. »Gutes Kind, komm hierher«, sagte die Großmutter freundlich. Sie ging voraus, durch die Eingangstür und in den Blumengarten. Das Mädchen folgte der Großmutter schweigend. Im Blumengarten waren viele verschiedene Blumen voll erblüht. Tagsüber versammelten sich dort Schmetterlinge und Bienen und es war ein lebhaftes Treiben, aber jetzt schienen alle im Schatten der Pflanzen zu träumen und es war ganz still. Nur das blasse Mondlicht strömte wie fließendes Wasser. Am Zaun drüben blühten die schneeweißen wilden Rosen in dichten Gruppen. »Wo ist das Mädchen?« Die Großmutter blieb plötzlich stehen und drehte sich um. Das Mädchen, das ihr gefolgt war, war leise und unbemerkt verschwunden. »Schlaf gut, ihr alle. Also, ich werde auch schlafen gehen«, sagte die Großmutter und ging ins Haus. Es war wirklich eine schöne Mondnacht.

Mimei Ogawa

Der Traum des Bauern

Irgendwo lebte ein Bauer, der einen Ochsen besaß. Der Ochse war schon alt. Lange Zeit hatte er für den Bauern schwere Lasten gezogen und er arbeitete immer noch. Aber er war älter geworden und konnte nicht wie in jungen Jahren arbeiten, genauso wie die Menschen. Diese verzeihliche Tatsache veranlasste den Bauern nicht dazu, mit ihm Mitleid zu haben. Der Bauer war nicht bereit, mit dem Ochsen, der bis jetzt für ihn gearbeitet hatte, sorgsam umzugehen. Er dachte: »Ich werde so einen unnützen Ochsen schnell weggeben und ihn durch einen jungen, kräftigen ersetzen.« Nach der Erntezeit im Herbst war die Erde von Schnee und Frost hart geworden. Man musste den Ochsen in den Stall führen und ihn bis zum nächsten Frühling ausruhen lassen. Dieser Bauer gönnte ihm nicht einmal eine solche Pause bis zum Frühling und sagte: »In dieser Zeit einem so unnützen Kerl Futter zu geben, ist sinnlos.« Er behandelte den Ochsen grausam, der zwar nicht sprechen konnte, aber die Gefühle der Menschen sehr gut wahrnahm. An einem kühlen Tag holte der Bauer, weil er von einem Pferdemarkt in einer kleinen, etwa 4 Ri* entfernten Stadt gehört hatte, den alten Ochsen aus dem Stall und ging freudig hin, um ihn gegen einen jungen Ochsen zu tauschen. Der Bauer war nicht besonders traurig, sich von dem alten Ochsen zu trennen, der mit ihm Mühen und Sorgen geteilt hatte, aber für den Ochsen war es anscheinend traurig, den Hof zu verlassen. Seine Schritte waren schwerfällig. Nach Mittag erreichte der Bauer die Stadt. Er ging sofort mit

* etwa 16 km

dem Ochsen auf den Markt. Dort gab es junge Pferde, die er gerne haben wollte, und viele verschiedenartige, kräftige Ochsen waren dort angebunden. Von überallher hatten Bauern zum Markt gedrängt. Unter ihnen gab es einen Mann, der ein großes Pferd gekauft hatte und es freudig hinter sich herzog. Der Bauer folgte ihm neidisch mit den Augen. Er wusste nicht, ob er ein Pferd oder einen Ochsen nehmen sollte, aber schließlich meinte er, es sei gleichgültig, ob es ein Ochse oder ein Pferd sei, solange er seinen Ochsen ohne viel draufzulegen tauschen konnte. Er ging hin und her und fragte nach dem Preis, wenn ihm ein Pferd interessierte oder wenn ihm ein Ochse gefiel. »Das ist teuer. Ich kann so etwas überhaupt nicht kaufen«, sagte er mit gesenktem Kopf. »Du, wie konntest du so einen alten Ochsen halten? Niemand würde gern etwas gegen so einen Ochsen tauschen, auch wenn du noch Geld draufzahlen würdest.« Es war ein Händler, der eine Pfeife paffte und verächtlich so sprach. Da sah der Bauer seinen Ochsen, der sich umdrehte und den Kopf hängen ließ, scharf an. »Weil du so aussiehst, werde ich auch für dumm gehalten«, sagte der Bauer ärgerlich. Er ging zu einem anderen Händler und fragte, wie viel Geld er zusätzlich zu seinem Ochsen bezahlen müsste, um ihn gegen einen anderen zu tauschen, und zeigte mit dem Finger auf einen jungen Ochsen. Der Händler war noch kaltherziger als der Mann zuvor. »Du, hier gibt es so viele Ochsen, aber einen so klapprigen Ochsen gibt es hier nicht«, antwortete er nur, er nahm den Bauern nicht ernst. Gezwungenermaßen ging der Bauer mit dem alten Ochsen hierhin und dorthin und konnte sich zu nichts entscheiden. Schließlich dachte er: »Jetzt ist es egal, gegen was für einen Ochsen oder welches Pferd, ich möchte diesen Ochsen tauschen.« Er glaubte sogar, es gäbe dort keinen Ochsen und kein Pferd, die schlechter als sein Ochse seien. Er fand seinen Ochsen wertlos. Der Tag ging langsam zu Ende. Irgendwann war von den Bauern keine Spur mehr zu sehen. Manche gingen nach Hause, ohne etwas gekauft zu haben, weil die Ochsen und Pferde mehr kos-

teten, als sie bei sich hatten. Aber die meisten hatten Ochsen und Pferde gekauft und zogen sie hinter sich her, während sie nach Hause gingen. Einzig dieser Bauer war noch unschlüssig. Und endlich verhandelte er noch mit einem Händler. »Ich möchte dieses junge Pferd kaufen. Aber wie viel Geld muss ich draufzahlen, um diesen Ochsen gegen das Pferd zu tauschen?«, fragte der Bauer. Der Händler war älter als der Bauer und schien ein zurückhaltender Mensch zu sein. Mit bewegter Seele betrachtete er den Bauern und den Ochsen, der von dem Bauern hergebracht worden war, und sagte: »Wenn Sie jetzt Ihren Ochsen tauschen, wird es für uns beide ein Verlust sein. Wenn Sie viel draufzahlen, könnte ich diesen Tausch schon machen, aber geben Sie ihm doch den Winter über genug Heu und lassen ihn ruhen. Wenn Sie das tun, können Sie ihn nächstes Jahr noch arbeiten lassen. Überhaupt ist es unbarmherzig, ihn in diesem Winter einem Fremden zu übergeben, nachdem Sie ihn bis heute haben arbeiten lassen.« Wohl oder übel musste der Bauer mit seinem Ochsen nach Hause gehen. »Wirklich, das ist dumm«, nörgelte der Bauer und ging den Ochsen ziehend nach Hause.

Seit dem Morgen war es wolkig und kalt und am frühen Abend begann es zu schneien. Es dämmerte allmählich, der Bauer machte sich große Sorgen, dass er bei Schneefall den langen Weg nach Hause nicht mehr schaffen könnte. Er war nervös. »He, lauf schnell, du Nichtsnutz!«, brüllte der Bauer und schlug immer wieder mit dem Ende des Seils auf das Hinterteil des Ochsen. Der Ochse versuchte mit ganzer Kraft zu laufen, aber es ging nicht so schnell. Es fiel mehr und mehr Schnee. Man konnte den Weg nicht mehr erkennen, zudem ging nun die Sonne ganz unter. »Wenn ich so eine schlimme Erfahrung machen muss, hätte ich das nicht an so einem Tag unternehmen sollen«, sagte der Bauer, schimpfte mit dem unschuldigen Ochsen und schlug ihn mit dem Seil. Eigentlich kannte er den Weg gut, weil er ihn oft benutzte, aber wegen des Schnees hatte sich die Landschaft um ihn herum verändert, er hatte nicht die ge-

ringste Vorstellung, wo Reisfelder oder Äcker waren. Und nachdem es dunkler geworden war, konnte er nicht einmal mehr einen Schritt weiter gehen. Da hatte er keine Energie mehr, um mit seinem Ochsen zu schimpfen. Wenn er mit dem Ochsen geschimpft oder ihn geschlagen hätte, hätte das nichts genützt. »Ich bin völlig ratlos«, sagte er und blieb, das Seil in der Hand, auf dem Weg stehen. Um diese Zeit gab es niemanden, der vorbeikam. Als das Wetter schlechter geworden war, hatten sich die Leute, die nach Hause zurückgehen mussten, beeilt. Es gab auch solche, die sich schon am Morgen vor dem schlechten Wetter gefürchtet und das Unternehmen aufgeschoben hatten. Daher war nach der Abenddämmerung kein Mensch mehr auf den Feldern. Der Bauer bekam Hunger und ihm wurde kalt. Auch wenn er die Augen weit öffnete, konnte er die Gegend nur schwer erkennen, da es immer dunkler wurde. Er machte sich Sorgen. Er dachte, er müsse samt dem Ochsen erfrieren, wenn er vom Weg abkommen und in einen Bach fallen würde. Er hätte am liebsten geweint. »Ich hätte heute nicht hingehen sollen. Es wäre besser gewesen, wenn ich von Anfang an beschlossen hätte, diesen Ochsen bis zum nächsten Frühling zu behalten. Was der Händler mir gesagt hat, war richtig. Wenn die Winterkälte naht, ist es unbarmherzig, ihn einem Fremden zu verkaufen.« Nachdem er das gedacht hatte, wandte er sich um und sah seinen schwarzen Ochsen an. Nun hatte er Mitleid mit ihm. Der Rücken des Ochsen war von kaltem Schnee bedeckt. »Ich werde dich mindestens bis nächsten Frühling behalten. Aber wenn wir diese Nacht auf dem Feld erfrieren, ist alles aus. Ich kann nicht einen Schritt weiter gehen. Weißt du den Rückweg? Wir sind diesen Weg oft gegangen. Wenn du ihn kennst, könntest du mich bitte auf deinem Rücken tragen und nach Hause bringen?«, bat der Bauer den Ochsen. Er konnte nichts anderes tun, als den Ochsen um Hilfe zu bitten. Der Ochse ging wie kriechend durch den fallenden Schnee, den Bauern auf dem Rücken, den dunklen Weg entlang. Erst am späten Abend